

Beilage zu Nr. 36 des Grenzjägers.

Neuenbürg, Samstag den 6. März 1897.

Ausland.

Der Präsidentenwechsel in Nordamerika.

Am gestrigen Donnerstag den 4. März hat sich in der nordamerikanischen Union verfassungsmäßig der Präsidentenwechsel vollzogen, welches Ereignis auch für Europa seine naheliegende Bedeutung besitzt. Diesmal ist mit dem Wechsel der Personen in dem obersten Beamtenposten des gewaltigen transatlantischen Staatswesens zugleich auch ein Wechsel in der politischen Herrschaft in letzterem verbunden. Grover Cleveland, der Demokrat, welcher zweimal die höchste staatliche Würde der Union bekleidete, macht dem Republikaner Mac Kinley Platz, womit das demokratische Regime in Nordamerika nach vierjähriger Dauer erneut durch die politische Herrschaft der republikanischen Partei abgelöst wird. Als im Jahre 1890 die damals ebenfalls am Staatsruhr befindliche republikanische Partei durch die Kongresswahlen eine fast vernichtende Niederlage erlitt, da hätte wohl Niemand geglaubt, daß diese selbe Partei vier Jahre später die erlittene Scharte glänzend wieder ausweihen und einen vollkommenen Sieg über die Gegenpartei, die Demokraten erringen würde. War doch die republikanische Wahlniederlage des Jahres 1890 direkt auf die im Interesse der großen „Silberkönige“ des Westens erlassene Shermanbill und weiter auf die berüchtigte Mac Kinley Bill, diese Verkörperung der extremsten Schutzpolitik, zurückzuführen. Weite Bevölkerungskreise waren durch die egoistische Interessenpolitik, welche sich durch die beiden Gesetze ausprägte, wirtschaftlich mehr oder weniger empfindlich betroffen worden, und der Groll hierüber machte sich eben bei den Kongresswahlen des genannten Jahres Luft, durch welche die republikanischen Bannerträger der Silber- und der schroffsten Schutzpolitik eine so schwere Niederlage erlitten. Grover Cleveland bereitete sich denn auch, als er am 4. März 1893 dem Republikaner Harrison auf dem Präsidentenstuhle nachgefolgt war, zunächst die verhasste Shermanbill aufzuheben, worauf im nächsten Jahre auch die Beseitigung der Mac Kinley-Bill und deren Ersetzung durch die mildere, jetzt noch geltende Wilson Bill nachfolgte. Aber die Erwartungen, welche das amerikanische Volk an das demokratische Regime geknüpft hatte, erfüllten sich in nur sehr mäßigem Grade, die herrschende Partei versiel trotz der persönlichen Ehrenhaftigkeit des Präsidenten Cleveland mehr und mehr in den vorher von ihren demokratischen Gegnern begangenen Fehler schneider Interessenpolitik, und der Unmut hierüber führte zu dem durchschlagenden Sieg der Republikaner bei den Kongresswahlen des Jahres 1894, durch welche der Boden für die dann im Herbst 1896 erfolgte Wahl des Republikaners Mac Kinley zum neuen Präsidenten der nordamerikanischen Union vorbereitet wurde.

Jedenfalls ist es ein charakteristischer Zug bei dem diesmaligen Präsidentenwechsel, daß derselbe Mac Kinley, an dessen Namen sich eine der bedenklichsten Perioden in der Zollgesetzgebung Nordamerikas anknüpft, nunmehr als Staatsoberhaupt in das „Weiße Haus“ in Washington einzieht. Aber freilich bei dem Wahlkampfe des vergangenen Jahres in der Union hatten auch die Tariffragen im Hintergrund gestanden, die Präsidentenwahlbewegung wurde vielmehr von den Währungsfragen beherrscht, Mac Kinley spielte sich als den Vorläufer der Goldpartei auf, während sein demokratischer Gegenkandidat Bryan das Banner der „Silbermänner“ entrollt hatte; bekanntlich wurde schließlich ersterer von den Wahlmännern mit imponierender Stimmenmehrheit zum künftigen Präsidenten gewählt. Ob jedoch Mac Kinley nun, da er an die Spitze der Union tritt, sich wirklich als Verfechter der Goldwährung betätigen wird, das bleibt noch sehr abzuwarten, sind ja im Verlaufe der letzten Zeit so manche Anzeichen aufgetaucht, welche

darauf hindeuten, daß Mac Kinley und seine politischen Freunde keineswegs einen zielbewußten Kampf gegen die Silbermänner führen wollen. Und was die für Europa und speziell Deutschland besonders wichtige Frage der Gestaltung der nordamerikanischen Zollpolitik unter Mac Kinley's Präsidentschaft anbelangt, so wird schon jetzt damit gerechnet werden müssen, daß die Republikaner verschiedene Verschärfungen der Wilsonbill durchsetzen werden, wenn man nicht überhaupt zur völligen Wiederherstellung des früheren Mac Kinley-Gesetzes schreitet. Zunächst indessen interessiert die Haltung, welche Mac Kinley und sein Kabinet in der eigentlichen auswärtigen Politik Nordamerikas einschlagen werden und hier wiederum handelt es sich vor Allem um die endgiltige Stellungnahme der Union in der kubanischen Frage. Die Anständlichen auf Kuba erwarten von der Mac Kinley'schen Regierung ein aktives Eingreifen zu ihren Gunsten, sollte sich diese Voraussetzung bewahrheiten, dann könnte allerdings der drohende Krieg zwischen Nordamerika und Spanien wegen Kubas schwerlich noch verhindert werden. Doch ist einstweilen die Mutmaßung nicht zuzuzuwenden, daß sich die kubanischen Insurgenten in ihren Erwartungen schließlich getäuscht sehen werden.

Am vergangenen Sonntag war in der Schweiz wieder einmal große Volksabstimmung. Das eine Mal handelte es sich um eine Abstimmung in der gesamten Eidgenossenschaft, um die Entscheidung über den Gesetzentwurf betreffs Errichtung einer schweizerischen Staatsbank mit Banknotenmonopol. Derselbe wurde indessen mit etwa 240 000 gegen 180 000 Stimmen verworfen, eine Entscheidung des „souveränen Volkes“, welche zeigt, daß in der Schweiz der Kantonalgeist noch immer gegenüber dem Zentralisationsgedanken vorherrscht. Bei einer zweiten Abstimmung wurde über eine Angelegenheit des Kantons Bern entschieden. Mit 5057 gegen 15 855 Stimmen beschloß das Berner Volk die staatliche Unterstützung neuer Eisenbahnlinien mit ungefähr 23 Mill. Franken.

Vor dem Pariser Gericht ist der Prozeß gegen den Schwindler Arton wegen Bestechung von Abgeordneten in ganz merkwürdiger Weise zu Ende gegangen. Die Richter nahmen an, daß Arton mit Erfolg niemand habe bestechen können und da der Versuch nach französischen Gesetzen in diesem Punkte nicht strafbar ist, so mußte, wenn es keine Bestechung gab, auch der Bestecher freigesprochen werden, was auch geschah. Bohin Arton die Millionen gebracht hat, die ihm zu Bestechungszwecken in der Panamaangelegenheit übergeben wurden, bleibt also ganz außer Betracht.

Als eine Komödie der Irrungen stellt sich die vielbesprochene Angelegenheit des angeblichen russischen Ultimatum an Griechenland heraus. Die Meldung des „Wolff'schen Telegraphen-Bureaus“ vom Erlaß eines solchen Ultimatum erweist sich jetzt als verfrüht, ebenso stimmt die Sache nicht ganz mit den behaupteten Forderungen der russischen Rundgebung. Wie diese „Missverständnisse“, die namentlich in den Wiener Regierungskreisen eine gewisse Verstimmlung hervorgerufen haben, entstehen konnte, ist noch nicht völlig klargestellt, nur heißt es neuerdings, die betreffende Petersburger Mitteilung über das Vorgehen Rußlands habe lediglich bezweckt, die noch zurückhaltenden Mächte, hauptsächlich England, zum Entschlusse zu drängen.

Im Orient sieht es immer noch sehr bedenklich aus. Die Großmächte haben nun zwar am 2. März endlich eine gleichlautende Note an die griechische Regierung übergeben lassen, welche besagt, daß die Großmächte die Integrität des ottomanischen Reiches aufricht erhalten wollen, weshalb Griechenland nicht daran denken dürfe, Kreta zu annektieren. Und ebenso wurde der griechischen Regierung eine Frist von 6 Tagen gestiftet, innerhalb welcher sie ihre Truppen und

Schiffe aus Kreta abzuberufen habe, widrigenfalls die Großmächte unwiderruflich zu der Anwendung der äußersten Gewaltmaßregeln entschlossen seien. Ob aber Griechenland diesem Drucke nachgibt, ist z. Bt. noch durchaus nicht gewiß. Sehr fatal ist, daß die angeworbenen fremden Gendarmen in Candia sofort gemeutert und auf ihre Offiziere geschossen haben. Wenn Griechenland auch schließlich, dem Druck der Großmächte nachgebend, seine Truppen und Schiffe von Kreta abberufen würde, so ist noch keineswegs sicher, ob nicht doch noch ein türkisch-griechischer Krieg zu Lande ausbricht. Nahe der türkischen Grenze in Thessalien haben die Griechen eine Armee von 25 000 Mann versammelt und König Georg ist zu derselben abgereist, um einem Manöver dieser Armee anzuwohnen. Griechische und griechenfreundliche Blätter des Auslandes haben auch erklärt, bei einem Landkrieg mit der Türkei können die fremden Schiffe nicht eingreifen. Nach Thessalien können freilich die Schiffe der Großmächte nicht schießen, wohl aber nach der Hauptstadt Athen, wenn sie den Hafen Piräus blockieren. Und gerade letztere Aussicht könnte vielleicht doch die Griechen zwingen, ihre kriegerischen Gelüste aufzugeben.

Athen, 3. März. Die Note, die der Regierung gestern durch die Legationssekretäre der Mächte überreicht wurde, hat folgenden Wortlaut: „Auf Befehl meiner Regierung bringe ich zur Kenntnis Ew. Exzellenz, daß die Großmächte beabsichtigen, die Verhaltenslinie festzustellen, die bestimmt ist, einer Lage ein Ende zu machen, welcher vorzubeugen nicht von ihnen abhing, deren Verlängerung aber danach angethan sein würde, den Frieden Europas zu gefährden. Die Mächte haben sich über die beiden folgenden Punkte geeinigt: 1) Kreta könnte auf keinen Fall unter den gegenwärtigen Umständen von Griechenland annektiert werden. 2) Angesichts der durch die Türkei herbeigeführten Verzögerung in der Anwendung der mit ihr vereinbarten Reformen sind die Mächte entschlossen, unter voller Aufrechterhaltung der Integrität des ottomanischen Reiches Kreta mit einem vollständig durchgeführten Selbstverwaltungssystem auszustatten, welches bestimmt ist, der Insel eine besondere Regierung unter der hohen Suzeränität des Sultans zu sichern. Die Verwirklichung dieser Absichten würde nach der Ansicht der Mächte nur zu erreichen sein durch Zurückziehung der griechischen Schiffe und Truppen aus Kreta. Die Mächte erwarten zuversichtlich von der Weisheit der griechischen Regierung die Entschlichung, daß sie nicht auf einem den Beschlüssen der Mächte zuwiderlaufenden Wege beharren wolle. Die Gesandten verhehlen nicht, daß ihre Weisungen ihnen vorzuschreiben, der griech. Regierung im Voraus mitzuteilen, daß im Falle einer Weigerung die Mächte unwiderruflich entschlossen sind, vor keinem Zwangsmittel zurückzuschrecken, wenn nach Ablauf einer Frist von 6 Tagen die Zurückziehung der griechischen Truppen und Schiffe aus Kreta nicht erfolgt ist.“

Canea, 3. März. Gestern Vormittag forderten die Geschwaderchefs den Kommandanten der griechischen Flotte auf, sich mit dem Oberst Bassos über die Freilassung der türkischen Gefangenen zu verständigen. Der Kommandant erwiderte, da die Großmächte Selino unter ihren Schutz genommen hätten, gehe diese Frage Griechenland nichts mehr an. Nichts desto weniger hoben sich der Kommandant und der griechische Bizekonsul auf ausdrücklichen Befehl des Königs Georg heute nach Selino begeben.

London, 3. März. In der vergangenen Nacht hat ein schwerer Südweststurm an der Süd- und Westküste, besonders bei Dover, Portsmouth, Holyhead und Poole großen Schaden angerichtet. Rettungsboote sind ausgelassen, um Schiffe, die bei Plymouth und bei der Insel Wight gesteuert sind, zu Hilfe zu kommen.



Unterhaltender Teil. Eine teure Festrede.

Humoreske aus früherer Zeit von A. Freyer.
(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Während der Baron noch eine Weile fortfuhr, seinen unsinnigen, bombastischen Gedankenschwulst vorzubeklemmen, zerfloß Spangendorf in Thränen, und daß der arme Gefühlsmensch sich nicht gänzlich in Nüchternheit auflöste, hatte er wohl nur der energischen Kräftigung seiner Nase zu danken, die, nachdem sie alle Farbnüancen durchlaufen, nunmehr sich aschgrau zeigte.

„O, die löbliche, die herrliche Rede!“ sagte er, seine Hände faltend, nachdem der Baron geendigt. „Ich glaube, fürchte, die Herzen der Zuhörer werden zerfließen wie Schnee in der Aprilsonne.“

Der Baron schmunzelte. „Um die rechte Wirkung zu erzielen, müssen Sie, Herr Rentmeister, die Rede fleißig lernen, denn nur die völlige Beherrschung des Stoffes giebt Sicherheit im Vortrag und befähigt den Redner, das gesprochene Wort mit dem gehörigen Pathos zu vermählen.“

„Mit dem gehörigen Pathos zu vermählen, Bravo! So gerade zu vermählen, wie ich mein liebes Töchterchen demnächst mit dem größten Mann des Jahrhunderts vermählen werde. Und was das Lernen betrifft, da bitte ich, außer Sorge zu sein, denn ich will wie ein sechsjähriger Fabeljunge pauken und von der Rede jede Silbe, jedes Pünktchen und Tüpfelchen meinem Gedächtnis einverleiben, daß es gehen soll, wie vom Schnürchen, und so glatt, sage ich Ihnen, wie geschmiert.“

Er schenkte ein. „Prosit! Trinken wir jetzt auf die ganze Schmiere!“ rief er lachend. „So! Es soll uns, trotz Mirakel, Eßig und alle Satanskünste, das Ding wohlgelingen.“

„Und Ihnen den Titel Ober-Direktor bringen.“ warf der Baron ein.

„Ihnen aber eine Leiter zum Ministerstuhl bauen, denn wenn sie es gestatten, werde ich Sie, den Herrn Baron von Pilz, meinen Schwiegerjohn in spe, Seiner Durchlaucht vorstellen und —“

„Nicht mehr nötig, eine solche Bemühung,“ fiel ihm der Andere lachend in's Wort. „Von dem Fürsten seit einem Dezennium keine unbekannt.“

„Keine unbekannt Größe mehr!“ unterbrach ihn Spangendorf, „will's gerne glauben, mein Verehrter, denn Männer von Bedeutung, wie Sie, deren außerordentliches Talent — doch keine Schmeicheleien unter uns, die wir unsern Wert kennen — A propos, für welches Ressort des Ministeriums gedenken Sie zu kandidieren?“

Der Baron, der sich soeben eine neue Zigarette angezündet hatte, blies den Rauch in yerlichen Ringeln von sich und schnitt dann eine vornehm sein sollende Grimasse.

„Ich schmeichle mir, daß mich meine universelle Bildung für jedes Gebiet der Staatsverwaltung befähigt, indessen, wenn die Konjunkturen sich mit meinen persönlichen Neigungen in Einklang setzen lassen sollten, dann würde ich die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in die Hand nehmen. Ich bin nämlich ein Realpolitiker und weiß, daß seit Bismarcks Abschied die Beziehungen Deutschlands zu den Nachbarstaaten in eine Konstellation gerückt worden sind, die —“

Mit großem Ungestüm umarmte Spangendorf den Dramarhos.

„An mein Herz, mein Sohn!“ schluchzte er, von Nüchternheit übermannt. „Sie sprechen ja heute schon wie ein Mi — Mi — Minister, und im Geiste seh' ich bereits diese Ihre Brust von Orden erstrahlen. Sobald übermorgen der Festestrußel vorüber sein wird, sollen Sie mit meiner Sufette die öffentliche Verlobung feiern.“

Er sank in die Polsterdecke seines Sessels und schloß die Augen. „Su — Su — Sufette — Ihre Excellenz — Frau Mi — Mi — Su — Su —“ murmelten seine Lippen wie im Traum, während sein Gesicht sich mit einem Schimmer der Beifügung überzog.

Bald begann er zu schnarchen. —

Baron von Pilz machte sich jetzt über die Speisen her und räunte binnen fabelhaft kurzer Zeit mit dem Wild- und G. flügelbraten mit den Würst- und Sälzgerichten ziemlich radikal auf.

„So, das war wieder einmal gut geschluckt!“ flüsterte er, sein spärliches Scherzbärtchen zärtlich lieblosend.

Dann griff der Zukunfts-Minister mit gepreßten Fingern wiederholt in die offene Zigarrenkiste, von deren Inhalt er einen Teil nebst einer Portion Schinken und einer vollen Flasche Wein in die Tiefe seiner Taschen verschwinden ließ, und zwar geschah das Experiment mit einer staunenswerten Geschicklichkeit, die auf eine längere praktische Übung schließen ließ.

Hierauf nickte er dem Schnarcher einen freundlichen Scheidegruß zu und verschwand aus dem Gemach.

II.

Es war am Abend des folgenden Tages. Im kleinen traulichen Stübchen weilte bei Sufetten, der schönen Rentmeisterstochter, Edgar Freimund, der junge Lehrer von Siedelinden.

Sie saßen dicht beisammen, einander gegenüber, und des Mädchens zierliche, weiße Hände ruhten, gleich zwei Silberfischchen, in den feinen; und während er den glühenden Blick in den blauen Aether ihrer Augensterne versenkte, eniquoll ihrem jugfräulichen Busen so mancher stille Seufzer, der fast unhörbar über den Purpur ihrer frischen Lippen schlüpfte.

„Uebrigens, dieser Popanz von Baron soll Dich niemals als Gattin heimführen.“ sprach endlich der Lehrer, die lange Pause des Schweigens unterbrechend.

Sufettchen entzog ihm ihre Hände und drückte sie an die von Thränen überquellenden Augenlein.

„Ach, Du kennst meinen Vater nicht!“ schluchzte sie. „Was er sich einmal in den Kopf setzt, das führt er auch aus, selbst wenn er den größten Schaden dabei erleiden sollte.“

Freimund nahm das Junohaupt seiner Geliebten in die Arme und küßte ihr die hervorquellenden Thränen von den Wangen.

„Und nun nicht mehr geweint, Herzliebchen,“ sagte er in zärtlich verweisendem Ton. „Sollte Dein Vater wirklich bei seinem Vorhaben verharren, Dich dem Dir zugebachten trüben Geschick in die Arme zu schleudern, dann würde ich persönlich für Dich in die Schranken treten, Dich — entführen.“

Sufette juchzte laut auf. „Diesen herrlichen, rettenden Gedanken hat Dir gewiß der Himmel eingegeben!“ rief sie und umschlang mit ihren weichen Armen den Nacken des Herzverlobten. „Wohin gedenkst Du mich denn zu entführen, mein teurer Edgar?“ fragte die Holde, ihm durch Thränen entgegen lächelnd.

„Dorüber habe ich noch nicht nachgedacht, mein Schätzchen. Vielleicht nach Amerika oder nach Kamerun.“

„Ach ja, nach Kamerun, denn dort sind wir auch in Deutschland!“ sagte naiv das liebe Rind.

Ein langer Kuß von der zärtlichsten Sorte drückte dem soeben entworfenen Fluchtplan das süße Siegel auf.

Freimund blickte auf die Uhr. „Es ist jetzt um neun, wann glaubst Du, daß Dein Vater aus der Stadt zurück sein wird?“ fragte er.

„Vor elf Uhr ganz gewiß nicht.“

„Dann kommst Du mich wohl auf einige Minuten nach meinem Arbeitszimmer führen, wie?“

„Gewiß! Doch was willst Du dort?“

„Ich möchte mir aus „Brodhaus“, den ich daselbst gesehen habe, einige Notizen machen, deren ich zu meiner Festrede bedarf.“

Sufettchen sprang fort, und bald war sie mit einem angezündeten Licht wieder da. Beide begaben sich jetzt nach der Kanzlei, die zugleich das Bibliothekszimmer Spangendorfs bildete.

(Fortsetzung folgt.)

(Von einer charaktervollen Jungfrau) berichten amerikanische Blätter: Sie ist eine Großnichte des verstorbenen Milliardärs John Jakob Astor, der ihr ein Jahresgeld von 28,000 Dollars und außerdem 480 Acker Land überlassen hat. Die Dame, Fräulein Langdon mit Namen, will aber, bis sie in den Besitz ihres Vermögens gelangt, lieber ihr Brod durch ihrer Hände Arbeit verdienen, als von Verwandten abhängig sein; deshalb suchte und fand sie in einem deutschen Hotel in Sedalia Anstellung als Dienstmädchen. Kaum ist diese Thatsache in weiteren Kreisen bekannt geworden, als der amerikanischen Erbin auch schon mit jeder Post Duzende von Heiratsanträgen zugehen.

(Der schnellste Zug.) Ein Zug der Burlington und Quincy Eisenbahn hat die 1026 englische Meilen betragende Strecke von Chicago nach Denver in 18 Stunden 52 Minuten zurückgelegt. Diese Schnelligkeit ist noch nie erreicht worden.

(Die längste gepflasterte Straße) ist die Washingtonstraße in Boston, Mass. Sie hat eine Längsausdehnung von 17 1/2 Meilen.

(Welches Tier ist das Fleißigste?) Dies ist entschieden die Biene, denn nach einer in neuerer Zeit angestellten eingehenden Untersuchung hat man gefunden, daß ein solches Tier nicht weniger als 7 500 000 einzelne Blüten auszusaugen hat, um ein Kilo Naturhonig, reinen Zucker einzusammeln. Das Gewicht einer zum Sammeln ausfliegenden Biene beträgt durchschnittlich noch nicht ganz 1/10 Krann. Kehrt sie jedoch, mit Honig beladen nach ihrem Stocke zurück, so wiegt sie 1/5 Gramm; sie befördert somit das Doppelte ihres eigenen Gewichts. Wenn man die einfache und feine Bauart dieses nützlichsten aller Insekten in Betracht zieht und mit der von ihm geleisteten Niesenarbeit vergleicht, kann man sich einen Begriff von der verhältnismäßig großen Kraft des Tierchens machen.

(Wenn der Schlaf sich nicht bald einstellt) oder wenn man in der Nacht erwacht und fast Stundenlang wach liegt, so kann man durch ein leichtes Mittel den wachen Zustand verschleuchen und den Schlaf herbeiführen. Man braucht nämlich nur die Augenlider mehrmals kräftig zu öffnen und zu schließen; denn bald hierauf läßt man die Augen gern anhaltend geschlossen, weil man darauf eine erhebliche Müdigkeit in den Augen fühlt, und wenn man sich dann auf die andere Seite legt, schläft man auch bald ein. Auch recht tiefes, langsames Atemholen, vielleicht 20mal hintereinander, fördert das Einschlafen.

(Das sicherste Mittel.) Ein schlauer Mann hat eine Brochüre herausgegeben unter dem Titel: „Wie hat sich ein Nichtschwimmer in Lebensgefahr zu benehmen?“ Sein Rat, wie man sich bei der Gefahr des Ertrinkens unfehlbar retten soll, ist unns folgender: Die Sache ist ganz einfach. Fällt man ins Wasser, so braucht man nur Seite 19 dieses gemeinnützigen Werkes aufzuschlagen; dort sind die nötigen Arm- und Fußbewegungen genau angegeben. Man macht dieselben, schwimmt ans Ufer und ist gerettet.

[Ein Ehehindernis.] Schwester: „Warum heiratest du die Dame nicht?“ — Bruder: „Ich möchte schon, aber unglücklicher Weise hat sie einen organischen Sprachfehler!“ — Schwester: „Wieso?“ — Bruder: „Sie kann nicht „Ja“ sagen!“

[Leben und leben lassen.] Wirtin (zu einem ihrer Gäste bei Tisch): „Bitte nehmen Sie etwas Käse!“ — Gast (der den Käse genauer betrachtet hat): „Nein, ich danke! Mein Wahlpruch ist: „Leben und leben lassen!“

(Gefährlicher Augenblick.) Hotelier (zum Zimmerknaer, der in das Zimmer eines Gastes treten will): „Lassen Sie den Mann allein, er hat soeben die Rechnung bekommen.“

